

Christof Meueler
Die Welt in Schach halten

Christof Meueler, geboren 1968, lebt in Berlin und war 21 Jahre Wiglaf Drostes Redakteur. Seit 2019 leitet er das Feuilleton von *neues deutschland*. Er schrieb Biografien über und mit Bommi Baumann, Alfred Hilsberg und das Münchner Trikont-Label.

Edition
TIAMAT
Deutsche Erstveröffentlichung
Herausgeber:
Klaus Bittermann
1. Auflage: Berlin 2024
© Verlag Klaus Bittermann
www.edition-tiamat.de
Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign
Unter Verwendung eines Fotos von
Roland Owsnitzki
ISBN: 978-3-89320-315-4

Christof Meueler

Die Welt in Schach halten

Das Leben des
Wiglaf Droste

Eine Biografie

Mit einem Nachwort versehen von
Klaus Bittermann



Critica
Diabolis
329

Edition
TIAMAT

Inhalt

Die Welt in Schach halten	
Vorwort	
– 7 –	
Alles ist für immer (1961–1978)	
– 11 –	
Unabhängig werden (1979 bis Mitte 1980)	
– 24 –	
Der Steppdeckenwolf ruft (Mitte 1980 bis 1984)	
– 34 –	
Kucken, wer alles so kuckt (1985)	
– 51 –	
Dusty Dorsch in Mexiko (Anfang 1986)	
– 62 –	
»Bald haben sie mich« (1986–1987)	
– 72 –	
»Pornographie, nee, ehrlich, versteh ich nicht« (1987–1988)	
– 81 –	
Einen solitären Block bilden (1988–1989)	
– 94 –	
»Wiglaaaaf, mach hin!!!« (1989–1991)	
– 113 –	
»Bestrafe mich, Wiglaf!« (1991–1993)	
– 128 –	

- »Muse feife inne Wind« (Anfang 1994)
– 147 –
Phrasen und Geschosse (1994–1995)
– 158 –
Vor Meutenjournalismus wird gewarnt (1996–1997)
– 169 –
»Sind Soldaten Faxgeräte?« (1998–1999)
– 186 –
»Harte Scholle nein, zarte Scholle ja« (2000–2003)
– 200 –
Westfalian Alien (2004–2006)
– 217 –
Ein Pfeil sein (2007–2008)
– 234 –
»Kommando Leise Welt« (2009–2013)
– 250 –
Inseln hinter dem Winde (2014–2019)
– 266 –

Klaus Bittermann

Die Idiotie des Daseins

– 285 –

Dank – 298

Verwendete Literatur – 299

Die Welt in Schach halten

Vorwort

»Ich war nie ein Jünger des Verzichts
und gab, wie ich es nahm und wie es kam,
im Fall des Falles immer alles,
und eines Morgens kommt das große Nichts.«

Wiglaf Droste

Wiglaf Droste – ein Name, der mir im Gedächtnis blieb, als ich zur Schule ging. Wie Diedrich Diederichsen, Biba Kopf, Harald in Hülsen oder Gitti Gilden. Namen, die neugierig machten: Was schreibt man, wenn man so heißt? Außer Wiglaf Droste tauchten diese Namen in der Musikpresse auf, die ich las, weil ich Family Five glaubte, wenn sie sangen: »Wir trugen unser Geld in die Plattenläden, die einzige Art sich zu wehren.« Die Revolte war hinüber, die RAF gescheitert, die K-Gruppen waren am Ende und die Autonomen verummte Hippies.

Wiglaf war *taz*. Da trug er seine Texte hin, um sich zu wehren. Zu einem Zeitpunkt, als diese Zeitung Mitte der 80er nicht mehr so teestubenartig und selbstgestrickt wirkte wie am Anfang, sondern schon etwas cooler und origineller, zumindest für mich in der südhessischen Provinz. Dass Wiglaf auch mal Rocksänger werden wollte, wusste ich damals nicht. Er kam mir vor wie ein Partisan, der den Kulturbetrieb aufmischen wollte.

Wiglaf schrieb zunächst rein journalistische Texte, Berichte über Konzerte z.B., denen man bereits ansah, dass seine Vorstellung vom Journalismus anders war als die seiner Kollegen. In der Regel hatten seine Artikel mit dem zu tun, was er in seinem wilden Umherschweifen erlebt hatte und in denen das Absurde, Verrückte und Unerwartete des Lebens eine Rolle spielte. Man konnte diese Texte schnell lesen und sie wirkten sofort – wie Kokain. Wie in der Musik, wo eine Songzeile, ein Rhythmus, ein Riff oder was auch immer, sofort ins Blut geht und in den Kopf steigt. Wiglaf machte Singles, keine Alben. Mit Singles kam man damals nach vorn, das waren die Hits, die mitgesungen wurden.

Eine Single dauert ungefähr 3,5 Minuten. Mehr Zeit braucht man auch nicht, um einen Text von Wiglaf zu lesen. Er war ein Meister der kleinen Form, und er entwickelte darin eine Fertigkeit wie im Fußball Freistoßspezialisten, die punktgenau treffen. Wiglaf wusste, wie man mit dem Mittel der Sprache das Peinliche von peinlichen Personen offenbar werden lässt. Denn nicht mit dem alttestamentarischen »Mein ist die Rache!« wollte er diesen Gestalten zu Leibe rücken, sondern mit: »Mein ist die Sprache«, wie Wiglaf es in einem späten Gedicht formulierte.

Wiglaf hat ausschließlich Kolumnen und Polemiken, Gedichte und Songtexte geschrieben. Keinen Roman, kein Theaterstück, keinen langen Essay, kein Sachbuch. Aber er hat ständig sein Leben als Material benutzt, um Literatur zu erschaffen. Auch wenn heute viel von autofiktionaler Literatur geredet wird – es gibt sie nur in Romanen, die im Rückblick niedergeschrieben werden. Die Unmittelbarkeit von Wiglafs kurzen Texten hat diese Literatur nicht. Was in den sozialen Medien passiert, mag zwar aktueller sein, aber auch das ist keine Literatur, höchstens »Abfall für

alle« wie Rainald Goetz das Ende der 90er Jahre nannte, als er ein Jahr lang seine Notizen online stellte (um daraus dann eben doch wieder ein Buch zu machen).

Bei Wiglaf war das anders. Er nutzte zwar die modernen Medien, schrieb aber ausschließlich für Print, mit großem Bewusstsein für den Klang und den Rhythmus der Worte, die er im Westberlin der 80er Jahre, dem größten deutschen Jugendzentrum, vorfand und mit denen er spielte, um mit ihnen eine neue Form der Gesellschaftskritik auszuprobieren. Damit brachte er das linksalternative Milieu regelmäßig auf die Palme, denn die Wahrheit ist konkret, wie Brecht einmal gesagt hat.

Da Wiglafs Texte dabei oft witzig waren, glaubten viele, er sei Satiriker. Als würde er das, was er schrieb, nicht ernst meinen. Doch das stimmte nicht, denn er meinte es in der Regel sehr ernst. Das war anstrengend, aber es gab für ihn keine andere Möglichkeit. Er tat dies mit der Melancholie, an der die privaten Ermittler in den alten Filmen und Krimis leiden, und mit dem Humor der Neuen Frankfurter Schule.

Als ich 1997 zur Tageszeitung *junge Welt* kam, war Wiglaf schon da. Das Blatt war gerade in zwei Zeitungen zerfallen. Wiglaf war im Feuilleton der wichtigste Autor. 21 Jahre lang war ich sein Redakteur, bis ich 2018, ein Jahr vor seinem Tod, zum *neuen deutschland* wechselte, einer Zeitung, die ihn schon 1994 rausgeworfen hatte.

2005 schrieb er über den jüdisch-texanischen Krimiautoren und Countrysänger Kinky Friedman, der damals in Texas für das Amt des Gouverneurs kandidierte (und mit 13 Prozent der Stimmen gar nicht so schlecht abschnitt). Er hatte ihn 1998 in Berlin bei dessen erstem Auftritt in Deutschland kennengelernt und fand ihn »taff, ohne blöde cool zu sein, er pfiß auf Konventionen, und er kannte die

Menschen«. Außerdem wusste er »um Schönheit und Scheiße des Menschengeschlechts«. In »Greenwich Killing Time«, Friedmans ersten Krimi, der auf Deutsch übersetzt wurde und den Wiglaf als Hörbuch einlas, schreibt er auf der ersten Seite: »Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück, paffte ein wenig und versuchte die Welt einfach so in Schach zu halten.« Das war der Sound, der Wiglaf imponierte. »Ja, das war es: die Welt in Schach halten.«

Was das für sein Leben hieß, habe ich versucht, in diesem Buch darzustellen.

Christof Meueler
Februar 2024

Alles ist für immer

Freude, Angst, Sport und Küsse in der frühen Zeit
1961–1978

Wiglaf Horst Wolfgang Droste wurde am 27.6.1961 in Herford geboren, am Siebenschläfertag in Ostwestfalen. Alten Bauernregeln zufolge soll das Wetter dieses Tages das Wetter der nächsten sieben Wochen bestimmen: »Wie's Wetter am Siebenschläfertag, so der Juli werden mag.« Meteorologisch ist das nicht verkehrt, haben Wissenschaftler herausgefunden. Allerdings ist diese Regel älter als unser Kalender, weshalb der eigentliche Siebenschläfer von Fachleuten acht bis zehn Tage später datiert wird.

Der Tag entscheidet über die kommenden Hochs und Tiefs. Die Frage ist immer: Wo ist der Jetstream? Mehr im Norden oder mehr im Süden? Stößt kühlere Luft auf warme Luftmassen, kommen Unwetter zustande – so lässt sich auch das Leben von Wiglaf beschreiben. Dabei wäre er gerne Idylliker geworden, hat er mal geschrieben, denn dann muss man nicht so tun, »als hätte man in Drachenblut gebadet«.

Vom Kampf gegen den Drachen handelt auch das alte angelsächsische Epos »Beowulf« aus dem 8. Jahrhundert. Nach ihm hat der Gymnasiallehrer Otto Droste, Jahrgang 1933, seine drei Söhne benannt: 1959 Beowulf, 1961

Wiglaf und 1964 Finn. Seine Frau Monika, Jahrgang 1940 und Hausfrau, war einverstanden.

Otto war der Jetstream im Hause Droste, er verursachte die Hochs und Tiefs in seiner Familie. Er war sehr anspruchsvoll. Denn Lehrer »sind auch Leute, die alles immer kommentieren, die auch immer alles besser wissen und denen man es nie wirklich gut genug machen kann«, erzählte der erwachsene Wiglaf 2006 Gisela Steinhauer in WDR 5.

Der kleine Wiglaf funktionierte. »Wiglaf arbeitet sehr rege im Unterricht mit. Lesen: sehr gut, Rechnen: gut, Schreiben: gut« stand auf seinem Zeugnis der ersten Klasse 1968 in der Bürgerschule I in Bad Oeynhausens, wo die Drostes bis 1969 wohnten und dann nach Altenhagen umzogen, von der Kleinstadt aufs Dorf. Altenhagen hatte damals 4000 Einwohner und gehörte zum Amt Heepen, das 1972 nach Bielefeld eingemeindet wurde, so dass Altenhagen ein Stadtteil von Bielefeld wurde.

Der erwachsene Wiglaf erzählte im Radio auch von seiner Oma. Ohne sie wüsste er nicht, »dass es diese herrlichen erziehungsfreien Phasen im Leben gibt und wie schön es ist, jetzt nicht mal Bildung auf sich zu häufen oder etwas Sinnvolles zu machen, sondern einfach nur dafür, dass man da ist, geliebt zu werden«. Er nannte sie »Omma«. Sie hieß Liesbeth Kotsch und wurde von Wiglaf zurückgeliebt.

Liesbeth war Jahrgang 1919 und im Zweiten Weltkrieg aus Tilsit mit zwei kleinen Töchtern aus Ostpreußen nach Ostwestfalen geflüchtet. Ihr Mann hatte im Krieg einen Kopfschuss überlebt und war in russischer Gefangenschaft. Als er raus- und nachkam, trennte er sich von ihr, weil er im Lazarett eine Krankenschwester kennengelernt hatte, die so alt war wie seine älteste Tochter Monika. Mit der

Krankenschwester zeugte er zwei weitere Töchter, das waren die Tanten von Wiglaf, die aber jünger waren als er. Später bekamen sie von ihm Nachhilfeunterricht in Deutsch und Englisch.

Otto war aus der Gegend und adoptiert. Den Namen Droste bekam er erst von seinen Adoptiveltern, nachdem er besonders gute Leistungen in der Schule erbrachte. Auch von seinen Söhnen verlangte er, sich anzustrengen und gute Noten nach Hause zu bringen. Und wenn sie nicht spurten, schlug er zu. Alte Schule. Und die Macht des Jetstream. Je älter Wiglaf wurde, desto mehr Streit gab es um die Frage, wohin dieser Wind eigentlich blies.

Aber erstmal stand er voll unter der Fuchtel von Otto. Der unterrichtete Sport und Englisch, hatte Esprit und trug gerne Tweedanzüge in Olivgrün und Schiebermütze, very british. Er sprach mit jedem und war in jeder Gesellschaft eine raumfüllende Erscheinung, ähnlich wie Wiglaf eine werden sollte. Otto war bildungsbefissen und eine Sportskanone, er konnte reiten und spielte auch noch Handball in den Altherrenmannschaften.

Zu Ottos Unmut hatte Wiglaf Furcht vor Pferden, wurde aber trotzdem bei einem Reitverein angemeldet, was ihm nicht gefiel. Dafür war er gut im Schwimmen, also wurde er Rettungsschwimmer. Und er war auch im Bodenturnen nicht schlecht, »aus der Brücke in den flüchtigen Handstand und solche Sachen, so dass ich bei manchen auch Gummimännchen hieß«, schrieb er später. Auch soll ihn mancher »Biafra« gerufen haben, weil er so mager gewesen sei. Als er nicht mehr so dünn war, konnte er als Zugabe zum Abschluss einer Lesung immer noch ein Rad auf der Bühne schlagen. Ein starker Abgang. Aber nur, wenn er mit der Lesung zufrieden war.

Als Kind hatte er Angst vor der Dunkelheit, und wenn er

abends nicht einschlafen konnte, versuchte er, sich selbst in den Schlaf zu singen. Es gibt einen Text von ihm aus dem Jahr 2005, in dem er feststellt, dass es bei den meisten Männern wie bei den meisten Frauen sei: »Sie bestehen aus Angst und Angstüberspielung, und deswegen hat mit ihnen alles keinen Zweck.« Das klingt resignativ und verzweifelt, wie ein Echo aus einer anstrengenden Kindheit, das lebenslang fortwirkt. Im selben Text formuliert er aber auch das Gegenprogramm: »Die Zauberworte heißen Natürlichkeit, Klugheit, Selbstverständlichkeit, Großzügigkeit, nicht verlernte Fünfjährigkeit, Warmherzigkeit, Mitgefühl, Leidenschaft, Flauschigkeit – alles eben.«

Die »nicht verlernte Fünfjährigkeit« drückt sich bei Wiglaf in seinen überaus positiven Erinnerungen an Otto als »exzellenten Vorleser« von Geschichten aus: »Die Welt kam mir in den Kopf durch die Sprache und durch das Ohr«, erzählte er dem WDR. Otto las »Tobias Knopp« von Wilhelm Busch, »Sechse kommen durch die ganze Welt« aus Grimms Märchen und »Emil und die Detektive« von Erich Kästner. Und weil die Drostes nicht so viel Geld hatten, kaufte Otto keine Hörspielplatten, sondern schaffte ein Tonbandgerät an und las die Geschichten auf Band: »Es war ein Glück, krank zu sein«, schrieb Wiglaf in der *taz*, »man bekam das Tonband neben das Bett gestellt, und Daddys Stimme las vor.«

Und was sah er damals? Seit er denken konnte, schrieb Wiglaf, »hat mich der Anblick rot lackierter Frauenfußnägel begeistert: die kirschrot glänzenden Nupsis sind hinreißend. Ich muss etwas fünf Jahre alt gewesen sein, als mich ihr Anblick zum ersten Mal schwindlig machte.« Denn damals trug sie die Nachbarin, die Frau eines Fotografen, in hochhackigen Sandalen, und wenn er ihr im Treppenhaus begegnete »fuhr es mir gewaltig ein«.

Otto wurde Schuldirektor des Städtischen Gymnasiums in Löhne. Wiglaf kam 1971 auf das Gymnasium in Heepen. Er fing an, Handball zu spielen, als Kreisläufer beim TSV Altenhagen. Das ist die Position direkt vor dem Tor des Gegners, vergleichbar mit dem Mittelstürmer im Fußball, nur dass man im Handball ständig gefoult wird und zu Boden geht – was Wiglaf Jahrzehnte später an seinen kaputten Knien merkte, als er sich an »das Böllsche Brot der frühen Jahre als Handballkreisläufer« erinnerte.

Der TSV Altenhagen war ein Handball-Traditionsverein, 1974 wurde er Meister im Feldhandball in der zweitklassigen Regionalliga West. Eigentlich wäre er in die Bundesliga aufgestiegen, doch die wurde aufgelöst, weil auf Hallenhandball umgestellt wurde. Wiglaf spielte Halle, Otto hatte noch Feld gespielt. Er taucht in manchen von Wiglafs Texten auf, in dem er sich über ihn lustig macht. Einmal beschreibt er ihn als Anführer des familiären Pilzesammelns, der sich nach deren Verzehr in Schmerzen windet. In der Annahme, er habe sich vergiftet, nimmt die Familie vom Patriarchen Abschied, doch dann war es eine Blinddarmentzündung. Dann wiederum beschreibt er Otto als jungen Familienvater, der das Haus seiner Adoptiveltern ausbaut, und dabei »jeden Pfennig dreimal« umdreht und um Kosten zu sparen seinen pubertierenden Söhnen suggerieren will, dass zu häufiges Duschen die Säureschutzschicht der Haut zerstören würde – »Hautärzte warnen ja auch davor«, was dann in der Familie zu einem geflügelten Wort geworden sei. Ebenso sein Ausspruch bei der Gartenarbeit, zu der er seine Söhne Wiglaf und Finn am Wochenende verurteilte: »Wir sind Tünsel.«

Das ist westfälisch für einen einfältigen Menschen, was Otto ganz und gar nicht war. Lächerlich sah er dabei als Garten-Commander trotzdem aus: »Mein Bruder und ich

guckten ihn an, einen Shakespeare'schen Julius Caesar in Gummistiefeln, und plumpsten in den Graben, keckend wie die Raben.« Für Wiglaf war das »die Einsicht in die allumgreifende Fehlbarkeit des Menschen«. Formuliert bei der Gartenarbeit im Weserbergland, wo Otto im landschaftlich sehr schön gelegenen Örtchen Reine ein kleines Bauernhaus aufgetan hatte, das die Drostes als Wochenendhaus nutzten und wo die Eltern später auch wohnten.

Ende der 80er Jahre veröffentlicht Wiglaf den für seine Verhältnisse etwas länger geratenen Text »Familienbande«, in dem er die Feier von Ottos 50. Geburtstag mit ungefähr 100 Gästen in mehreren Etagen des Hauses Droste als lustspielartigen Tumult zwischen Boulevardtheater und Fellini-Film schildert, in dessen Verlauf er sich wundert, dass sich die trunkenen Verwandten und Bekannten zu vorgerückter Stunde noch »erstaunlich senkrecht« halten, so dass von einer »aufgelockerten, ja heiteren Partystimmung« gesprochen werden konnte. Es ist eine literarische Verdichtung mehrerer derartiger Feiern, wie seine damaligen Freunde versichern, die er als lustige und turbulente Komödie beschreibt, die immer wieder ins Absurde kippt.

Einleitend gesteht er sich die »achselzuckende Fügung in die Einsicht zu, dass man seinen Wurzeln allenfalls bedingt entfliehen kann«. Wenn er diesen 50. Geburtstag ironisch als »Kulminations- und Knotenpunkt meiner menschlichen Erfahrung« beschreibt, dessen Wucht »damals innerhalb nur weniger Stunden auf mich einhieb«, dann dürfte damit ein weitaus längerer Zeitraum gemeint gewesen sein. An Ottos 50. Geburtstag war Wiglaf 22 Jahre alt. Noch vor dem Abitur war er mit 17 Jahren von zu Hause ausgezogen, weil er es dort nicht mehr aushielt.

Wenn man ihm dumm oder quer kam, war der jugendliche Wiglaf nicht zimperlich und bereit zur körperlichen Auseinandersetzung. Als er der Meinung war, sein Sportlehrer glotze den Mädchen zu sehr in den Ausschnitt und sei auch sonst zu anzüglich, lauerte er ihm mit Freunden im Freibad auf, und sie tauchten ihn zur Strafe unter, spielerisch zwar, aber durchaus als Bestrafung gedacht und somit das Schüler-Lehrer-Verhältnis umdrehend.

Wenn Wiglaf abends ausging, dann nicht ohne Ottos einprägsame Ermahnung: »Um elf Uhr hängt die Hose kalt am Bett.« Das klingt lustig, aber Wiglaf hasste es. Um sich abzureagieren, machte er Dauerläufe über 15 Kilometer. Und wenn er bei seiner Freundin war und sie küsste, »kam ihre Mutter ohne anzuklopfen ins Zimmer und fragte: ›Na, wollt ihr'n Keks?‹« Darüber hat er dann mit dem Spardosenterzett gesungen: »Schon seltsam, / wie leicht man vergisst, / dass alles, was man tut, / für immer ist.«

Die Freundin war Sabine Sieweke, sie ging in Heepen auf die Realschule, die gegenüber vom Gymnasium lag. Sie waren beide 15 und sie hatten sich im Konfirmandenunterricht in Altenhagen kennengelernt. Eigentlich stand sie mehr auf einen von Wiglafs Handballkumpeln. Doch der war so schüchtern, dass sie Wiglaf fragte, ob er da nicht etwas anzetteln könnte – und dann wollte Wiglaf etwas von ihr. Sie waren ein Dreivierteljahr zusammen. Danach verliebte sich Wiglaf in seine Klassenkameradin Berte, die dann aber mit ihren Eltern nach Fulda zog.

Sabine Sieweke-Sturm: Wir waren nicht in derselben Konfirmanden-Gruppe, aber wir sind zusammen konfirmiert worden. Danach hat uns ein kirchlicher Sozialarbeiter gefragt, ob wir nicht bei einer Jugendgruppe Laientheater spielen wollen? Wiglaf war gleich Feuer

und Flamme und überredete mich ebenfalls, mitzumachen. Wir haben nur ein Theaterstück gemacht, den Titel habe ich vergessen. Es war sehr sozialkritisch und Wiglaf spielte einen Journalisten. Wir haben dieses Stück vielleicht zwei-, dreimal aufgeführt und waren dann auch zusammen. Er war mein erster Freund und ich seine erste Freundin... Als wir uns nach einiger Zeit trennten, blieben wir trotzdem weiter befreundet und hatten auch den gleichen Bekanntenkreis. Auf Partys haben wir auch immer mal wieder ein bisschen rumgeknutscht. Eine Freundin von mir meinte dazu: »Bei euch ist noch lange nicht alles gesagt«. Ich sagte; »Ja, mal gucken«.

Und tatsächlich kamen Sabine und Wiglaf 35 Jahre später wieder zusammen, als er bei ihr in Herford einzog.

Mit 15 hatte Wiglaf von seinen Eltern ein Mofa bekommen, eine Rixe »High Sport«, hergestellt in Bielefeld. Weil er so einen großen Kopf hatte, war es gar nicht so einfach, sich einen passenden Helm zu kaufen. Außerdem hatte er lange Haare, eine Matte, wie man damals sagte, die musste auch noch verstaubt werden. Mit der Rixe holte er Sabine ab. Meistens waren sie zu dritt: Volker Mönnich, genannt Robi, fuhr mit seinem Rennrad hinterher, oft hatte er eine Gitarre dabei. In Wiglafs Lied »Für immer« taucht er einmal auf als jemand, der immer Publikum suchte. Das war bei Wiglaf allerdings nicht anders.

Sabine Sieweke-Sturm: Wiglaf und Robi waren beste Kumpels, aber einer wollte toller sein als der andere. Wenn Robi mit seiner Gitarre anfing, dann fing Wiglaf eben an zu singen. Und dann gab es noch einen dritten

im Bunde: Klaus Freyer, der war etwas älter und hatte schon ein Auto. Das war das Trio Infernale. Wenn die Drei zusammen auftauchten, drehte sich alles nur noch um sie. Alle drei waren absolute Selbstdarsteller, andere Gespräche waren dann kaum mehr möglich.

Klaus Freyer: Altenhagen war ein Dorf, das war sehr übersichtlich, man kannte sich. Irgendwann verdichtet sich eine bestimmte Verbindung, weil man sie toll findet und man miteinander was anfangen kann. Bei Robi war es die Musik, bei mir die Bilder und bei Wiggi die Worte – er trug gern dadaistische Lautgedichte vor, von Kurt Schwitters oder Ernst Jandl.

Klaus Freyer malte Bilder. Er war drei Jahre älter als Wiglaf. Wie Sabine war er in Heepen nicht aufs Gymnasium gegangen, sondern auf die Realschule. Danach hatte er eine Tischlerlehre gemacht und dann beim Theater Bielefeld als Bühnentischler angefangen, wo er Assistent der Ausstattungsleitung wurde – zu der Zeit, als in Bielefeld unter dem Intendanten Heiner Bruns die Oper in der BRD neu definiert wurde.

Freyer kannte Wiglaf über dessen älteren Bruder Beowulf, mit dem er Handball spielte. Er fuhr einen roten Käfer. Damit ging es in die Discos, die hießen Hellepark, Badewanne und Sams. Und wenn es wärmer wurde auf Jazzfestivals in Moers, in der Balver Höhle im Sauerland oder auf das Straßenmaler- und Musikfestival in Geldern. Bei solchen Anlässen verschwammen oft die Rollen zwischen Publikum und Künstlern, man suchte sich selber seine Bühne, spielte Gitarre oder Bongos oder sang drauflos, was Wiglaf auch gerne tat.

Wiglaf und Robi Mönnich kannten sich seit der zweiten

Klasse, sie hatten zusammen im Wald Hütten gebaut. Im Gymnasium in Heepen waren sie in derselben Klasse. Dort freundeten sie sich mit Ulrich Kämpfe, genannt Öli, an. Er war gehbehindert und nahm sie mit in den »Club 68«, wo Behinderte und Nichtbehinderte zusammen abhingen und auch auf Freizeiten fuhren, bei denen Wiglaf und Robi als ehrenamtliche Helfer mit dabei waren. Wiglaf las »Tim und Struppi«, Robi fand »Asterix« besser. Wiglaf war für die Rolling Stones, Robi für die Beatles. Beide trugen sie Matte, die von Robi war länger, sie reichte bis zum Gürtel. Dazu Batik-Overalls, langärmelige Unterhemden und Bundeswehrparkas – »Hippietendenz«, wie Klaus Freyer sagt.

Volker Mönlich: Wiglaf war schulisch eine Granate. Er war Klassensprecher und hatte fast nur Einsen und Zweien, ohne dass er sich da groß anstrengen musste. Bei den Hausaufgaben war er etwas nachlässig. In der Oberstufe haben wir diese 25 Prozent, die man damals fehlen durfte, bis zur Grenze ausgereizt und saßen oft im Café oder haben Billard gespielt, statt in den Unterricht zu gehen.

Zusammen hörten sie das Album »Sieben Lieder« von Hannes Wader, da sind die großen Hits von ihm drauf: »Tankerkönig« und »Rohr im Wind«. Und auch »...very 'eavy ..., very 'umble«, das erste Album von Uriah Heep. In der Clique waren Pink Floyd beliebt, von »Ummagumma« bis »The Wall«.

Geschrieben hat Wiglaf allerdings über Keith Jarretts Doppelalbum »The Köln Concert«, eine Fallstudie über die Jugend der mittleren 70er Jahre, kurz vor Punk, aber auch eine Abrechnung mit der musikalischen Geschmacksverirrung und ihrer Auswirkungen: »Auf Floka-

tis hatte man, so war es 1976 Pflicht, herumgelegt; unter jenen hirtenhundartigen Teppichen, von Müttern als ›Staubfänger‹ gefürchtet und verständnislos gehasst, befanden sich gern einige möglichst silberfischverseuchte blauweiße Matratzen vom Sperrmüll. Räucherkerzen glommen und müffelten vor sich hin, Sandelholz, Patchuli, und was sonst noch streng roch.« Dazu trank man Vanilletee vom Stövchen aus einem »natürlich henkello-sen Tässchen«.

Der improvisierte Jazz am Flügel, zu dem Jarrett schwer atmete und auch mit den Füßen stampfte (»schwarze Tasten, weiße Tasten / Töne, die das Herz belasten«), hätte aus jungen Menschen Greise gemacht, sediert von dieser getrampelten Innerlichkeit: »Schlug man, wenn diese Platte lief – und sie lief quasi immer – egal was vor, so erhielt man chronisch die Antwort: ›Ach nee ... mir geht's heute nicht so gut‹, tönte es aus der wie waidwund oder todesmatt herumliegenden Gestalt, ›ich weiß auch gar nicht, wer ich bin«.

Sabine Sieweke-Sturm: In meinem Jugendzimmer saßen wir oft mit zehn Leuten, alle rauchend. Das hat damals keinen interessiert, und ich musste danach auch in diesem Raum schlafen. Meine Mutter sagte immer: »Man braucht einen Nebelscheinwerfer, wenn man dich da noch erkennen will.«

Ulrich Kämpfe: Wir fanden alle, dass wir eigentlich zehn Jahre zu spät auf die Welt gekommen sind. Weil wir die 68er-Zeit nicht mitgemacht hatten. Da waren wir noch zu klein. Deshalb hatten wir Matte und Bärte. Ich war später auch Punk, das war halt die Zeit. Man musste alles ausprobieren, nicht nur vom Aussehen.